

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 39

Artikel: Die letzten Rosen des Sebastian Keller
Autor: Scherrer, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erfolg, nach Ruhm, mit nichts zufrieden sind, und die Arbeit anderer Menschen niemals aus vollem Herzen anzuerkennen vermögen.

Wir müssen an die Erscheinungen der Gegenwart anknüpfen, insbesondere an die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens, die jedem Kinde und jedem jungen Manne bekannt sind, um

zunächst die sittlichen Grundanschauungen aufzubauen und zu befestigen, die für das Leben im kleinen Kreise erforderlich sind. Dann hat in allmählichem Aufsteigen die Entwicklung der sittlichen Pflichten im weiteren, endlich im weitesten Kreise zu folgen, also der Pflichten gegenüber der Gemeinde, gegenüber dem Kanton und gegenüber dem Bunde.

Die letzten Rosen des Sebastian Keller

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Sebastian Keller wohnte in der Oberstadt, dort, wo schon jedes Haus in einem Garten steht. Eine Häuserreihe links von der Straße, die andere rechts, und jedes Haus glich dem andern bis auf den äußern Anstrich und die Farbe der Fensterläden. Die Gärten, ja die waren verschieden. Die einen gut gepflegt, standen voller Blumen, die andern glichen einer Wildnis, und wieder andere waren nüchtern und profaisch eingeteilt in kleine Gemüsebeete, die selten ihre Anpflanzung lohnten. —

Mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte Sebastian Keller sein Stück Gartenland vor dem Hause. Die Nachbarn nannten ihn einen Pedanten, einen sonderbaren Kauz, ja sogar einen Geizhals, weil er von seinem Blumenreichtum niemandem etwas abgab. Seine großen Fliederbüsche schnitt er so zurück, daß die Zweige nicht über den Gartenzaun ragten und wehe, wenn ein Vorübergehender von ihm beim Fliederraub ertappt wurde. Es konnte dann vorkommen, daß er sogar vom Stocke Gebrauch machte. —

Seine Frau liebte die Blumen ebenfalls; aber sie hatte mehr Freude daran, sie in großen Büschen in hohe Vasen zu ordnen, oder einzelne Blüten in einen geschliffenen Kelch zu stellen und so ihr Heim zu schmücken. Sebastian Keller aber verstand diese Neigung nicht, so kam es der Blumen wegen zu manchem Streit. Manchmal setzte Frau Keller ihren Willen zäh und still durch, manchmal wettete sie laut über seinen Eigensinn und seinen rechthaberischen Willen — für gewöhnlich aber schwiog sie und schnitt sich weiter Blumen ab, wenn er fort von Hause war. —

Drei Söhne wuchsen heran. Sie glichen in ihrer etwas sensiblen Art mehr der Mutter. Sie suchten auch mehr ihre Nähe auf und schenkten ihr auch den Teil des Vertrauens, der eigentlich dem Vater gehört hätte. Die Pedanterie des Vaters vertrieb sie aus dem Garten hinaus auf die Straße, die sie, um unliebsamen Zwischenfällen aus dem Wege zu gehen, zu ihrem Freizeit-Aufenthalt wählten. Die Straße bot mehr Raum für ihre Spiele. Wenn ein scharf gezielter Wurf den Ball in die schön zugeschnittene Buchsbaumhecke schob und sie in Unordnung brachte oder Zweige knickte, oder wenn gar Blumen getroffen wurden, da war ihnen die Strafe vom Vater gewiß. — Vor jedem Gang zur Arbeit schnitt sich Sebastian Keller eine Blume für ins Knopfloch, stellte sie während seiner Arbeitszeit in ein Wasserglas und schmückte sich wieder damit, wenn er den Heimweg antrat. Aber wehe, wenn einer der heranwachsenden Söhne das hätte tun wollen!

Just als das Gärtchen voller Rosen stand, brachte man an einem Nachmittag Sebastian Keller heim. Er war, vom Schlage getroffen, neben seinem Arbeitspulte niedergesunken. Er blieb selbst nach sorgfältigster Pflege gelähmt und mußte Tag um Tag ins Freie getragen werden. —

So vordem niemand einen Spatenstich im Gärtchen tun durfte, ohne ihn darüber gefragt zu haben, so unterließ es auch jetzt jeder, es wäre ja doch nichts recht gewesen. Kaum daß die Wege und Beete vom Unkraut gesäubert wurden. —

Die Frau schnitt sich nun Blumen in Hülle und Fülle. Rosen, Dahlien, Rittersporn und Astern, je nach der Zeit, da sie in voller Blüte standen. Sie pflegte den schwerkgeprüften Mann mit aller Hingabe und vergalt ihm die vielen bösen Worte von

früher nicht. Den Garten liebte sie mehr als vorher, weil er jetzt nicht mehr ausah wie ein pedantisch genau eingeteiltes Buchhaltungsheft. Die frohe Wildnis in den Blumenbeeten erfreute ihr Auge, und sie freute sich, daß auch da und dort ein Pflänzlein sein kümmerliches Dasein fristen durfte ohne die Erlaubnis des gestrengen Herrn Sebastian Keller!

Die Söhne verließen das Haus. Der Vater war für die überbordende Fröhlichkeit dieser jungen Menschen unduldsam. Sie studierten später alle, doch auf verschiedenen Fakultäten. Der Älteste wurde Theologe, der zweite befaßte sich mit Medizin und der dritte hatte sich der Musik verschrieben. Wenn es nach Vaters Wunsch gegangen wäre, hätte er die geistliche Musik bevorzugen müssen, aber der Junge achtete nicht darauf. Der Bogen war gerade beim Jüngsten viel zu straff gespannt worden. Jetzt schossen die Pfeile über das Ziel hinaus.

Die Mutter wurde still und stiller. Die aufreibende Pflege bleichte ihren Scheitel früh, und in ihrem Gesicht stand allerschwerend Sorgenvolles zu lesen. Eine heimtückische Krankheit, von der vordem niemand etwas gewußt hatte, raffte sie in wenigen Monden weg vom Krankenbett ihres Mannes. Er blieb in seiner Hilflosigkeit allein zurück.

In seinem Garten blühten die letzten Astern, und als eine leichte Schneedecke die Unordnung in den Wegen und Beeten zudeckte, trugen sie den lahmen Mann auf einer Bahre hinaus in ein Heim für Altersschwache und Gebrechliche. Dieses Haus stand sonderbarerweise mitten in der Stadt, ohne viel Licht und Sonne und ohne Garten. — An der Straßenecke stand nur ein Kastanienbaum. Seine Äste wuchsen breit und reichten beinahe bis an das Fenster des Zimmers, in dem Sebastian Keller Tag um Tag im Lehnstuhl saß. — Sieben lange Jahre lebte er nun schon in dieser Einsamkeit mitten im Verkehr der lauten Stadt, ohne je das Zimmer und das Haus verlassen zu haben! Nur ein Stückchen Himmel sah er. Bald war es grau, bald blau, ab und zu segelten Wolken vorbei und erzählten dem armen verlassenen Mann von einer Welt, die ihn ganz und gar vergessen. — Der äußerste Zweig des Kastanienbaumes, der mit seinen Nestern beinahe bis zum Fenster der einsamen Klause des Gelähmten reichte, war das einzige Grün, das er sah. Dieser Zweig war sein schönstes Erlebnis in der trostlosen Einsamkeit. Ab und zu setzte sich im Winter ein friender Spaß darauf. Dann schwellen die braunglänzenden Knospen an, in der ersten Frühlingssonne sprangen sie auf und entfalteten die frischgrünen Blätter. Zweimal steckte der Kastanienbaum just für den Gelähmten eine Blütenkerze auf den äußersten Zweig. War das zu dieser Zeit für ein frohes Kommen und Gehen von Bienen und Wespen! Dann färbten sich die Blätter wiederum golden und braun und fielen zur Erde, Sebastian Keller aber blieb noch immer, und die Stille des Winters umgab ihn wieder für lange Zeit. So wußte er an diesem schlichten Kastanienzweig um den Wechsel der Jahreszeiten.

Seine Söhne besuchten ihn von Zeit zu Zeit, pflichtgemäß. Sie hatten weder ein allzu empfindsames Gemüt noch viel Muße, um die Klagen des Greises anzuhören. Gewiß war sein Schicksal hart, aber er hatte in seinen gesunden Tagen für sei-

nen Garten mehr Zeit und Liebe übrig gehabt und mehr Fürsorge verwendet, als für seine Buben. — Und jetzt war es umgekehrt. Die groß gewordenen Söhne lebten ihr eigenes Leben — und nun war er allein, ganz furchtbar allein. —

Zufällig erfuhr ich vom Schicksal unseres einstigen Nachbarn, als ich wieder einmal in die Stadt kam. Ich stand vor dem Gartenzaun und staunte, was aus dem pedantisch gepflegten Garten des gestrengen Sebastian Keller geworden. Er hatte mich doch als ganz kleines Mädchen auch einmal ganz unfaßt an den Ohren gezogen, weil ich zur Fliederzeit einen Zweig von seinen Büschen gebrochen. —

Nun breitete ein Rasenteppich sein saftiges, samtenees Grün, wo vordem Blumenbeete angepflanzt waren, und darauf spielte ein herziges Bübchen mit Ball und Teddybär. Nur noch ein einziges Rosenbäumchen stand in einer geschützten Ecke und war in voller Blüte. —

Ich faßte mir ein Herz und bat die Mutter des Kindes um ein paar Knospen vom letzten Rosenbaum, der noch von Sebastian Kellers Garten übrig geblieben! Drei herrliche Blüten schenkte mir die Frau, und zur selben Stunde klopfte ich an die Tür des Heimes für Gebrechliche und Altersschwache. — Das Wiedersehen mit dem alten Manne war still und traurig, weder Scherz noch gütiger Zuspruch konnten die Tränen hemmen, die dem alten Manne über die welken Wangen flossen. — Ich stellte die drei Rosen in ein Wasserglas und erzählte von ihrer Herkunft und ihren Grüßen aus der guten, alten Zeit. —

Kritisch musterte er die Blüten und sagte: „Man sieht es schon, meine Rosen entbehren der Pflege.“ Ich aber sagte nicht ohne Bedeutung: „Der Mann, der Euer Haus übernommen hat, hat Weib und Kinder und nicht viel Zeit übrig für die Pflege des Gartens.“ Er schaute mich durch die Brillengläser nachdenklich an und erwiderte: „Ja, ich hätte vielleicht auch weniger Zeit für den Garten und dafür mehr für Frau und Kinder haben sollen.“ Er nahm das Glas mit den Rosen und schaute die Blüten lange, lange an. —

„Hätte ich nur mehr Zeit für meine Buben gehabt, dann schriebe mir der Älteste, der Pastor geworden ist, nicht, daß seine Pfingstpredigt das Thema behandle: „Lasset den Geist der

Liebe euer Tun und Lassen regieren“, sondern er würde auch selbst darnach handeln und mich in sein Pfarrhaus aufnehmen, das auf dem Lande im Grünen steht. Und der zweite, der Arzt geworden, würde selber kommen und sehen, wie mein unerträgliches Leiden etwas erträglicher für mich gestaltet werden könnte, und der dritte, der Musikus, spielte mir eine Motette zum Troste, statt, wie er berichtet, neue Schlager und Operettenmusik zu komponieren, mit welcher man mehr Geld verdiene als mit geistlicher Musik.

Diese Rosen sind nun meine letzte Freude. Ich weiß, ich habe vieles verkehrt gemacht in meinem Leben, ich hatte hier am Fenster sehr viel Zeit, darüber nachzudenken; aber man kann leider das Rad der Zeit nicht mehr zurückdrehen. — Das ist nun einmal so.“ Dann schwieg er. Die Rosen dufteten wunderbar in dem nüchternen, liebeleeren Krankenzimmer. — Ich schob ihm das Riffen zurecht und verließ den armen, einsamen Mann.

Als ich wiederkam, um eine stille Stunde mit ihm zu teilen, sah ich beim Vorübergehen, daß die Menschen den großen Kastanienbaum an der Straßenecke umhieben. Er sei ein Verkehrs Hindernis geworden und müsse umgehauen werden. Kaum wagte ich, davon meinem armen Kranken etwas zu sagen. Während wir am Fenster saßen, frachte es draußen und der Ast, der in das Zimmer grüßte, fing an zu schwanken und ins Leere zu fallen. „Was machen sie mit meinem Kastanienbaum?“ frug der Gelähmte. „Er mußte dem modernen Großstadtverkehr weichen“, sagte ich tonlos. „So, jetzt ist mein letztes, stilles Freudlein von der andern Welt dahin, jetzt möchte ich lieber auch nicht mehr auf dieser Erde sein.“ —

Ich weilte nur noch wenige Tage in der Stadt und wollte dem Kranken zum Abschied noch einmal ein paar Rosen von seinem Garten bringen. Als ich das Haus betrat, sagte man mir, daß Sebastian Keller die Augen für immer geschlossen habe in der vergangenen Nacht. Die Rosen legte ich ihm in die wächsernen Hände und das Bäumchen, das letzte, das noch von seinem Garten übrig geblieben, verpflanzten wir auf seinen Grabhügel hinter den schlichten, schmucklosen Stein. Dort blüht es auch heute noch unbeschnitten und ungepflegt, doch seine Blüten duften trotzdem wie die kostbarsten seiner Schwestern. —

Der Wohnungswechsel

Von Hermann Menzi-Cherno

Mlois stellte sich beim Wohnungswechsel ungeschickt an, Marianne sagte, er sei unbrauchbar, man müsse fremde Hilfe herbei holen; allein wie hätte Mlois die seit sieben Jahren bestehende Häuslichkeit mit derselben Tapferkeit zerstören können, wie Marianne es tat!

Er mußte seine Bücher in Kisten unterbringen, zuweilen prüfte Marianne das Fortschreiten der Arbeit und überraschte ihn lesend; er stöbere nur ein wenig bei dem und jenem Liebling unter den Dichtern, entschuldigte Mlois seine Müßigkeit.

In den andern Zimmern räumte die „fremde Hilfe“ aus, ruchlos und heftig und manchmal hörte Mlois, daß Marianne überlegte Anordnungen gab, dann wurde das Gebaren noch lärmender. Die sieben Jahre waren vorüber, Marianne zog weiter, wie es ihre Art war: unbehindert und klar. So hatte sie auch vor vier Jahren das Kind zur Welt bringen wollen, doch es wurde eine verworrene Sache daraus, der Arzt schrieb über Mlois, ja, der Arzt schaute ihn dermaßen an, daß es wie ein Schrei war, indes Marianne flüsterte: „Muß ich jetzt schon gehen?“ Dabei hatte sie das Kind noch gar nicht gesehen, sie lag nur da und mußte dulden, daß das Leben aus ihr fiel. Es war erschütternd, wie das schöne Antlitz in den Kissen versank und weg ging in die fremde Dämmerung. Ihre Seele war schon nahe bei Gott, nur der Mund war noch irdisch genug uns zu fragen: muß ich jetzt schon gehen?

Es ist erwiesen, daß Marianne schon in der Mädchenschule

selten das vorgeschriebene Pensum erfüllte; am Tage des Wohnungswechsels fand Mlois ihr Aufgabenheft und vernahm daraus, daß sie frühzeitig vielen glücklichen Neigungen dienstbar war. Man schrieb über sie: „Marianne kann es nicht lassen, ihre Mitschülerinnen zu zerstreuen und abzulenken, wie sie selbst immer mit anderm beschäftigt und daher selten, wenn sie angerufen wird, gesammelt ist und sofort antworten kann; sie wurde das Quartal hindurch zahllose Male gemahnt und gewarnt.“

Hatte sich Marianne nicht mit uns beschäftigt, als Gott sie haben wollte? Nein, sie war noch nicht gesammelt und gab auf Gottes Rufen keinen Bescheid.

Mlois hat seiner Frau, die so kühn dem Tode entlaufen war, Beethovens Totenmaske geschenkt, vielleicht wollte er sagen: so bleich wärest du beinahe geworden; Marianne lächelte schwach, so war Mlois, er schob etwas Beiläufiges in den Vordergrund, für sie war Beethoven nicht das zugehoffene Gesicht, sie rührte es nicht an, sie war wieder hier und lag noch keineswegs schlafend im finsternen Land. Mlois befestigte die Maske an der Wand seines Zimmers, als er später das Sargophon kaufte, wandte er Beethoven den Büden zu und spielte das Instrument hingebungsvoU.

Tonio war jetzt vier Jahre alt, im Sommer liebte er den Fluß, Marianne schwamm mit ihm, das Kind schlang die Arme ihr um den Nacken und dann glitten sie dahin. Marianne durfte